

Zeitschrift: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg

Band: 52 (2005)

Heft: 3

Artikel: Der Theologe als Journalist

Autor: Deckers, Daniel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760673>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DANIEL DECKERS

Der Theologe als Journalist¹

Die Einladung, aus Anlass des 60. Geburtstages von Adrian Holderegger als „Grenzgänger der Theologie“ über das Thema „Der Theologe als Journalist“ zu sprechen, traf mich in gewisser Hinsicht unvorbereitet. Nicht, dass ich als Journalist – genauer gesagt als Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung – die Theologie hinter mir gelassen hätte. Noch weniger, dass ich in den zwölf Jahren, in denen ich nun nicht mehr der akademischen Theologie fröne, als heimlicher Theologe nie zum Journalisten geworden wäre. Aber wie beides zusammengehen soll, die Theologie, speziell die Theologische Ethik, und der Journalismus in der Politischen Redaktion einer Tageszeitung, darüber habe ich mich bisher noch nicht in zusammenhängender Form äußern müssen.

Doch hätte ich dieses Unterfangen nicht längst in Angriff nehmen sollen? Denn im Sommer 1993, wenige Monate vor meinem Eintritt in die Frankfurter Redaktion, war unter der kundigen Anleitung Adrian Holdereggers ein Sammelband erschienen, der mir schon im Titel Wegweisung und Wegzehrung zugleich hätte sein können, ja sein müssen: Die „Ethik der Medienkommunikation“ – erste Auflage 1992, vollständige Überarbeitung 1999, dritte Auflage 2004, erschienen unter dem Titel „Kommunikations- und Medienethik“.

Indes hatte ich dieses Buch in jenen Monaten übersehen, einfach übersehen. Über der Beschäftigung mit der europäischen Expansion und der geistigen Eroberung Amerikas im 16. Jahrhundert, über der Erforschung scholastischer Wirtschaftsethik im spanischen Siglo de Oro, über der Archäologie der neuzeitlichen Rechts- und Staatsphilosophie und ihren zentralen Begriffen dominium und contractus, kurz – im Halbdunkel dieser „versunkenen Kathedralen“ (um den Titel eines wunderbaren Klavierstücks von Claude Debussy zu usurpieren) hatte ich mich so wohl gefühlt, dass ich das helle Licht der „Ethik der Medienkommunikation“ nicht sah.

Glaubte ich etwa, die Tradition werde es schon richten, wenn ich mich in der „neuen Welt“ der Medien, näherhin dem Alltag eines Nachrichtenredakteurs würde orientieren müssen? Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen. Denn oft hatte (und habe) ich bei der Erforschung der Vergangen-

¹ Die nachfolgenden Ausführungen stellen die für den Druck um einige Zitate ergänzte Vortragsfassung dar. Der Text beansprucht nicht, eine akademischen Regeln folgende Auseinandersetzung mit den zahlreichen Varianten von „Medienethik“ zu sein. Gleichwohl benennt er mehrere aus der Praxis stammende, für eine systematische Reflexion nicht unbeachtliche Ansätze ethischer Reflexion.

heit das Gefühl, mitten in der Gegenwart zu stehen. Hatte nicht der Begründer der Schule von Salamanca, der spanische Dominikaner Francisco de Vitoria, schon 1538 in seiner berühmten Vorlesungen „De Indis“ von einer „natürlichen Gemeinschaft und Kommunikation“ (*naturalis societas et communicatio*) unter den Menschen gesprochen?

Ein spannender, ja revolutionärer Satz, revolutionär jedenfalls im Kontext seiner Zeit. Denn er wurde nicht leidenschafts- und interessenlos als „anthropologische Konstante“ angeführt. Dem Salmantiner Theologen diente er gewissermaßen als Obersatz, um gegenüber den „Barbaren“ der Neuen Welt das „Recht“ (*ius*) der Spanier auf das Betreten ihrer Länder (*peregrinatio*) und auf Handel mit ihnen (*negotiatio*) zu postulieren. Dadurch wurde „*communicatio*“ zum Legitimationselement der europäischen Expansion und damit auch zum legitimatorischen Nucleus dessen, was wir heute Globalisierung nennen...

Wie dem auch sei: „Über Gerechtigkeit und Recht“ hatte ich gearbeitet und dabei einige Fundamente neuzeitlichen Denkens freigelegt. Mit diesen Erfahrungen im Gepäck verließ ich Fribourg, nicht mit der „Ethik der Medienkommunikation“. Fehlte mir nicht etwas?

Anscheinend nicht. Denn auch in Frankfurt, an meinem neuen Arbeitsplatz mitten in der Politischen Nachrichtenredaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, war mir nicht danach, Bücher über Medienkommunikation zu lesen. Das lag nicht nur an der neuen Aufgabe, die meine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte. Noch immer beschlich mich nicht das Gefühl, in den zurückliegenden Jahren über der scholastischen „*communicatio*“ die Einübung in die „Ethik der Medienkommunikation“ versäumt zu haben.

Ich war Nachrichtenredakteur, sah Stunde um Stunde das Verzeichnis durch, in dem die Nachrichtenagenturen ihre Meldungen aus aller Welt zum Druck anboten, mehrere hundert, mitunter sogar mehr als tausend am Tag, nur um ja nichts zu übersehen, was ein „kluger Kopf“ am kommenden Morgen in seiner Zeitung zu lesen erwarten konnte. Jeden Tag füllten wir binnen weniger Stunden vier, fünf oder auch acht Seiten, die um die Mittagszeit noch weiß wie Schnee waren, mit Einspaltern, Zweispaltern, Dreispaltern und Vierspaltern, redigierten Texte unserer Korrespondenten, erbetene und unerbetene, gelenke und ungelenke. Und war die Zeitung am frühen Abend endlich im Druck und die Spannung auch von allen abgefallen, so gingen die meisten nach Hause. Nur zwei, die später gekommen waren, mussten bis zum späten Abend bleiben, mitunter bis kurz vor Mitternacht, um ja nichts zu übersehen, was in die späteren Ausgaben noch eingearbeitet werden musste, weil der Leser es am nächsten Morgen in der Zeitung suchen würde.

„Zeitung machen“, so heißt diese Tätigkeit bis heute. Welch prosaisches Wort gegenüber „Ethik der Medienkommunikation“, aber Welch spannende, nach den ersten Monaten und Jahren routiniert ablaufende Tätigkeit. Was brauchte es da eine „Ethik“, von der ich nichts gehört hatte?

Doch nicht nur ich, auch meine neuen Kollegen, jung oder alt, führten die „Ethik der Massenkommunikation“ nicht im Schilde. Keiner kam auf mich zu und sagte: „Sie waren doch in den letzten Jahren in Fribourg, da ist doch jüngst dieses neue Buch erschienen, wie heißt es doch, die ‚Ethik der Medienkommunikation‘“ Niemand kannte dieses Buch. Und niemand wollte von mir irgendetwas wissen, was auch nur annähernd mit diesem Thema zu tun hatte.

Niemand fragte damals nach Ethik. Heute ist es, wenn ich es recht sehe, nicht viel anders.

Sollte ich Sie damit erschreckt haben? Oder sollte ich gar ein immer wieder anzutreffendes Vorurteil bestätigt haben, Journalisten seien im Grunde ihres Herzens Machiavellisten, skrupellos und machtbesessen, denen nichts und niemand heilig ist, solange es ihrem Vorteil und ihrem Fortkommen nützt? Oder sind sie gar Bernard Mandevilles „Bienenfabel“ entsprungen, nach der – o admirabile commercium – sich die „private vices“ in „public benefits“ verkehren, in meinem Fall also Neugier und Ehrgeiz in Transparenz und Aufklärung?

Lassen Sie sich bitte nicht erschrecken. Denn erstens ist längst in nicht allem, wo Ethik draufsteht, auch Ethik drin. Oft geht es mehr oder weniger geschwätzig um Moral und Ethos, um Haltungen und lebensweltliche Überzeugungen, nicht um Ethik als die methodisch angeleitete Reflexion sittlichen Verhaltens. Und zweitens geht es nicht automatisch „unethisch“ zu, wo nicht über Ethik gesprochen wird.

Denn die Redaktion einer Tageszeitung, die sich von außen als öffentlicher Kontrolle kaum zugänglicher, vermeintlich sogar hermetisch abgeschlossener Kosmos darstellt, ist zunächst nichts mehr und nichts weniger als ein hochgradig differenzierter Organismus, der auf möglichst reibungsloses Funktionieren ausgelegt ist – und das nicht unter äußeren Bedingungen, die stets gleich bleiben, sondern unter dem Eindruck von Ereignissen, die im Fluss sind, und zugleich unter dem Zwang, den Lauf der Zeit mit dem Termin des Redaktionsschlusses für 24 Stunden anhalten zu müssen. Für die Bewältigung dieser Aufgabe bedarf es keiner Ethik – es bedarf eines Ethos. Es besteht in einer Fülle institutioneller Arrangements, tradierten Maximen und Verfahrensregeln, die zusammengenommen die Gewähr dafür bieten müssen, dass die Zeitung, ein Tagewerk im besten Sinn des Wortes, gut genannt zu werden verdient.

Lassen Sie mich ein einfaches, aber hoffentlich einleuchtendes Beispiel für das geben, was ich mit Ethos meine: Keine gute Recherche kommt ohne das Prinzip „audiatur at altera pars“ aus. Was ethisch als Forderung der Gerechtigkeit und der Billigkeit erscheint, ist als Mittel der Annäherung an die Wahrheit unentbehrlich.

Ein Ethos liegt auch der strikten Trennung von Verlag und Redaktion zu Grunde, auch wenn auf den ersten Blick nur organisatorische Gründe für die Trennung sprechen: Sind aber redaktionelle und unternehmerische Be-

lange voneinander geschieden, ist die Gefahr gering, dass die Berichterstattung in den Sog verlegerischer Interessen und wirtschaftlicher Opportunitäten gerät und somit ihre Objektivität und Unabhängigkeit preisgibt.

Ein Ethos wohnt auch der „freiheitlichen“ Verfassung der FAZ inne, die mitunter als weltweit einzigartig gepriesen wird. Herzstück der Zeitung ist ein Gremium von fünf Herausgebern, in der fünf gleichberechtigte Personen die Interessen und Perspektiven der einzelnen Redaktionen mit ihren untergeordneten Ressorts – Politik, Wirtschaft, Feuilleton, Lokales – repräsentieren. Konkurrenz, nicht zentrale Steuerung der verschiedenen Ressorts ist das Prinzip. Das sichert den einzelnen Redaktionen wie den Redakteuren ein hohes Maß an Freiheit und beschert dem Leser eine ungewöhnliche, mitunter verwirrende Vielstimmigkeit. Diese Vielstimmigkeit wiederum ist nicht Selbstzweck, sondern soll dem Leser als Grundlage eigener Urteilsbildung dienen: Ethik der Medienkommunikation.

Nicht ethisch „neutral“ ist auch das Prinzip der politischen Redaktion, die Berichterstattung und die Kommentierung ausschließlich in die Hände von fest angestellten, exklusiv für die Zeitung schreibenden Redakteuren zu legen. Skandale wie sie auch in diesem Jahr wieder in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften diesseits und jenseits des Atlantiks vorgekommen sind, dass freie Autoren die Redaktionen mit erfundenen Interviews und inszenierten Bildbeiträgen täuschen, konnten auf diese Weise bisher nahezu vollständig vermieden werden.

Zuverlässiger Information dient auch das Vier-Augen-Prinzip, wonach kein Text in Satz geht, der nicht von einem Kollegen auf formale und inhaltliche Korrektheit überprüft wurde. Nicht der Autor ist letztlich dafür verantwortlich, was in der Zeitung steht, sondern der Redakteur – und sei es, dass der junge Nachrichtenredakteur einen Text eines langjährigen Herausgebers redigiert.

Und da ist – nicht nur in der Theorie, sondern auch in der täglichen Praxis – die Trennung von Nachricht und Meinung. Man mag sich darüber verwundern, dass eine Zeitung des 21. Jahrhunderts nicht nur im Zeitungskopf die Frakturschrift verwendet, sondern auch noch in Artikelüberschriften. Dahinter steht mehr als rückwärts gewandte Traditionsverhaftetheit oder nostalgische Symbolik. Beiträge, die mit einer Überschrift in Fraktur daherkommen, sind keine Nachrichten, keine Reportagen, auch keine Hintergrundbeiträge, sondern lupenreine Kommentare. Die kann man lesen, man kann sie aber auch überlesen – in der Hoffnung, in den anderen Texten nicht mehr mit Meinung, sondern mit Fakten konfrontiert zu werden. Diese Unterscheidung von Textgattungen fällt nicht leicht und gelingt nicht immer. Deswegen kommt es in der Redaktion immer wieder zu Diskussionen über redaktionelle Standards wie diesen. Denn auf dem Spiel steht viel. Die Trennung von Nachricht und Meinung ist weder eine abstrakte Norm noch ein modernes Marketinginstrument, das uns von unseren Wettbewerbern abheben soll, sondern Ausdruck des Respekts vor dem Le-

ser und seiner Urteilsfähigkeit. Der Unterschied zwischen dem Bestreben, dem Leser nicht schon in jeder Nachricht zu suggerieren, wie er dieses und jenes zu sehen habe, und meinungsstarkem „Infotainment“, wie es mittlerweile selbst in den Hauptnachrichtensendungen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens praktiziert wird, ist kein technischer, sondern ein sittlicher.

Natürlich bin ich mir darüber im Klaren, dass ich hier ein reichlich idealistisches Bild zeichne. Wie jede Verfassung, so hat auch unsere freiheitliche Verfassung Schwächen. Und sie ist auch nicht vor jedem Missbrauch gefeit. Dennoch wollte ich von ihr berichten, und zwar *pars pro toto*: Denn mir scheint in dem institutionellen Ethos der Medien als solchem und gerade nicht in Verfallsformen oder Skandalen der eigentliche Ansatz für eine „Ethik der Medienkommunikation“ zu liegen. Lassen Sie mich diese These kurz begründen.

Medienethik lässt sich nicht auf Individualmoral reduzieren. Aber ebenso wenig lässt sie sich deduzieren aus unbestimmten Begriffen wie „Medien“ oder „Öffentlichkeit“, und das erst recht nicht, wenn sie mit ethischen Kategorien kombiniert werden. Dann entstehen die typischen Monsterformulierungen für die Titel beliebiger, mitunter ebenso skurriler Medienpreisverleihungen oder – wahlweise – nicht weniger skurriler Habilitationen in so genannter Christlicher Soziallehre wie „Verantwortung vor der Öffentlichkeit im Zeitalter der neuen Medien“ oder „Neue Medien im Dienst der Humanisierung“ oder „Bedrohung der informationellen Selbstbestimmung durch die Globalisierung moderner Techniken“.

Ich karikiere hier ein wenig. Aber der im Umgang mit Sprache geschulte Redakteur wird angesichts solcher Formulierungen schon deswegen stutzig, weil hier Begriffe auftauchen, die mit „-ung“ enden. Solche Sprache hat etwas überhöhend-präpotentes und eignet sich gleichzeitig hervorragend zur sprachlichen Camouflage von Herrschaft. Es ist kein Wunder, dass Ideologien wie der Marxismus-Leninismus, aber auch der Nationalsozialismus auf solche Sprachstrukturen bauten.

Doch ich schweife schon wieder ab. Eigentlich wollte ich anhand der Beispiele nur dafür plädieren, dass Medienethik vom Ethos der Medien ausgeht und die inhärenten Anreiz- und Sanktionsmechanismen einer methodischen Reflexion unterwirft. Dieses Verfahren bietet nach meinem Urteil gegenüber anderen Ansätzen zwei Vorteile.

Der erste besteht darin, dass Medien nicht an abstrakten, oft willkürlich erscheinenden Maßstäben gemessen werden, was Medienethik nicht selten in einem kulturkritisch-anmaßenden Habitus erscheinen lässt. Oft – Adrian Holdereggers Beiträge sind die Ausnahme von der Regel – nimmt Medienethik ihren Ausgang von Mutmaßungen und Klagen, dass Standards gesenkt, Regeln missachtet (Produkt-placement) oder so gedehnt würden (investigativer Journalismus), dass die Verletzung von Persönlichkeitsrechten quasi zum Journalistenalltag gehöre und es ohne Einrichtungen medialer Selbst-

kontrolle wie dem Deutschen Presserat schlimm um den Berufsstand stünde.

Lassen Sie mich diesen Verdacht mit zwei Beobachtungen relativieren. Manches, was wir erleben, ist weniger neu als es uns scheint – wir unterliegen hier klassischen sozio-optischen Täuschungen. Zum anderen kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich auch die Medienethik oft auf unsicherem Terrain bewegt.

Vielleicht bin ich überempfindlich, aber immer wieder irritiert mich bei der Lektüre medienethischer Einlassungen ein distanziert-herablassender Ton – von einer blasierten Fachsprachlichkeit nicht zu reden. Nicht das Ethos von Redaktionen bildet den Ausgangspunkt oder die Analyse, sondern Fehlformen und Zerrbilder journalistischer Tätigkeit. Zählt es aber nicht zu den Maximen jeder Ethik, dass man nicht von Extremen her denken soll?

Vielleicht bin ich überempfindlich, aber sehr oft stört mich ein vermeintlich kritisch-allwissender Ton. Dabei ist Kritik an bestimmten Erscheinungsformen der Medien oft nur das Ergebnis einer *petitio principii*. Man gibt das, was man kritisiert, als Verfallsform eines selbst als normativ postulierten Ideals aus, ohne die „ideale“ Qualität des Postulats eigens zu rechtfertigen. Das klassische Beispiel hierfür ist die weitverbreitete Klage über Kommerzialisierung und Trivialisierung des Privatfernsehens. Doch was soll denn das Privatfernsehen anderes sein als kommerziell und über weite Strecken auch trivial. Funktioniert der Buchmarkt anders?

Gegen Missbrauch und Missverständnisse dieser Art scheint mir Institutionenethik weitgehend gefeit zu sein – zumal über sie (das ist der zweite Vorteil) auch das Ethos der handelnden Personen in den Blick gerät. Denn zum einen ist das Ethos der Institution keineswegs neutral gegenüber bestimmten Gütern und Werten, zum anderen wirkt es gerade deswegen auf das Ethos der in ihr handelnden Personen zurück. Um mit dem inzwischen hochbetagten Tübinger Moralthologen Alfons Auer (einem Lehrer Adrian Holdereggers) zu sprechen: Das Ethos einer Institution „kritisiert, integriert und stimuliert“ bestimmte Verhaltensweisen der Personen, die ihr verbunden sind.

Das fängt mit der Sprache, die benutzt werden soll, an und hört mit der Pflicht zu präziser, umfassender Recherche noch längst nicht auf. Eine „Bild“-Zeitung etwa beschäftigt ein Vielfaches an Presserechtlern, weil sie permanent im Grenzbereich von Berichterstattungspflicht und Verletzung von Persönlichkeitsrechten agiert.

Vieles, was wir tun, ist vom Gegenstand der Berichterstattung her nicht weniger heikel – das gilt nicht zuletzt für die Berichterstattung über die katholische Kirche, in der (um es ein wenig poetisch auszurücken) ein himmlisches Gut nicht selten in sehr irdischen Gefäßen einherkommt. So hat mich der Präfekt der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre,

damals hieß er Joseph Kardinal Ratzinger und ist mittlerweile Papst Benedikt XVI., im Jahr 1998 in einem Leserbrief der „glatten Lüge“ bezichtigt:

„Da ich die F.A.Z. wegen ihrer fairen und objektiven Berichterstattung schätze, war ich umso mehr erstaunt, dass Sie in einer D.D.-Titelseitenmeldung am 9. Juli offenbar ohne Prüfung eine mich betreffende Nachricht verbreitet haben, die eine glatte Lüge ist. Es wird behauptet, der Rechtfertigungskonsens zwischen dem lutherischen Weltbund und der katholischen Kirche sei durch eine Abstimmungspanne zwischen Einheitsrat und Glaubenskongregation im letzten Augenblick torpediert worden, und natürlich sei ich es gewesen, der die große Sache zum Scheitern gebracht hat.“

Was war geschehen?

Ich hatte ohne die Nennung der Quelle eine auf Ratzingers Verhalten in ökumenischen Fragen bezogene, abträgliche Einschätzung aus den Reihen der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz in der Zeitung wiedergegeben – die Quelle indes galt mir (und gilt mir bis heute) als absolut vertrauenswürdig. Das las sich so:

„D.D. FRANKFURT, 8. Juli. Repräsentanten der katholischen Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland bemühen sich darum, den Schaden zu begrenzen, der aus dem ablehnenden Votum Roms zu der Gemeinsamen Erklärung des Vatikan und des lutherischen Weltbundes entstanden ist. Wie zu hören ist, wollen die Mitglieder des Kontaktgesprächskreises der Bischofskonferenz und der EKD am Freitag mit dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Lehmann, und dem Leitenden Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD), Hirschler, zusammenkommen und über die Zukunft der Ökumene in Deutschland sprechen. Unterdessen wird in der katholischen Kirche in Deutschland die Schuld an dem Scheitern der Gemeinsamen Erklärung dem Vatikan angelastet. Auf der Sitzung der Glaubenskommission der Bischofskonferenz Ende vergangener Woche war vornehm von einer ‚Abstimmungspanne‘ die Rede, die zu der Rücknahme zentraler Aussagen der Gemeinsamen Erklärung durch den Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre, dem deutschen Kardinal Ratzinger, geführt habe. Indes verbirgt sich hinter dieser diplomatischen Formulierung ein, wie es heißt, ‚vernichtendes Urteil‘ über das Vorgehen Roms, das der Ökumene schweren Schaden zugefügt habe.“

Dem hatte ich nach den Bezichtigungen Ratzingers nichts hinzuzufügen.

Meinerseits hatte ich den Präfekten der Glaubenskongregation Anfang 1998 in einer Pressekonferenz Dinge sagen hören, die in meinen Augen hart an den Tatbestand der Lüge heranreichten. In der Zeitung war am 5. Februar 1998 zu lesen:

„Der Präfekt der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre, Joseph Kardinal Ratzinger, hat den deutschen katholischen Bischöfen einen Fingerzeig für ihre Bemühungen gegeben, auf Bitten des Papstes Wege zu finden, den für eine rechtswidrige, aber straffreie Abtreibung notwendigen Beratungsschein in kirchlichen Einrichtungen nicht mehr ausstellen zu lassen, gleichzeitig aber die Frauen so wirksam wie bisher zu beraten. Ratzinger, der sich

auf Einladung der Katholischen Akademie und des Übersee-Clubs in Hamburg aufhielt und am Montag zu einem abendlichen Vortrag mehr als 1500 Zuhörer in den großen Saal der Hamburger Börse gelockt hatte, sagte am Dienstag, sollte sich eine Gesetzesänderung nicht erreichen lassen, müssten die kirchlichen Beratungsstellen sich so durch die ‚Qualität der Beratung empfehlen‘, dass Frauen auch dann kämen, wenn sie eine Beratungsbescheinigung nicht erhielten, sondern ‚den Schein anderswo holen‘ müssten. Dabei gab sich Ratzinger gewiss, dass Frauen, die eine Bescheinigung wünschten, in jedem Fall abtreiben wollten. Anderslautende Aussagen der Träger der kirchlichen Beratungsstellen sowie Angaben über die Zahl der Frauen, die nach einer Beratung in einer katholischen Beratungsstelle von dem Vorhaben einer Abtreibung Abstand nähmen, seien ihm nicht bekannt.“

Der Berichterstatter D.D. wusste indes, dass Vertreter der Deutsche Bischofskonferenz den Kurienkardinal Ratzinger mündlich wie schriftlich immer wieder auf die letztgenannten Umstände aufmerksam gemacht hatten.

Etwas weniger dramatisch als jener Bericht oder der spätere Brief Ratzingers las sich ein Brief, der von den vier Kölner Weihbischöfen unterzeichnet war: „Zu ‚Verschwörungstheorien laufen ins Leere‘ von Daniel Deckers (F.A.Z. vom 29. September). Das Gegenteil von unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen zu beweisen ist bekanntlich nicht möglich – gerade deshalb sind derartige Behauptungen leider beliebt. Dies gilt auch für Daniel Deckers’ Erkenntnis, Kardinal Meisner suche seine Weihbischöfe, auf dem Umweg über Rom zu promovieren‘. Abgesehen davon, dass Rom in dieser Frage wohl kaum ein ‚Umweg‘ sein kann, ist die als Frage formulierte Behauptung, der Kölner Kardinal wolle seine Weihbischöfe ‚wegloben‘, absurd. Die Kölner Weihbischöfe arbeiten vertrauensvoll mit ihrem Kardinal zusammen.“ In dem angegriffenen Artikel war im Herbst 2003 detailliert berichtet worden, wie auf römischen Dreierlisten zur Wahl eines Bischofs auf gar nicht wundersame Weise regelmäßig Kandidaten aus dem Umfeld des Kölner Kardinals Meisner auftauchten, obwohl sie auf den Kapitelslisten nicht nominiert worden waren.

Doch äußere und innere Konflikte dieser Art sind gottlob nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Denn wäre es anders, dann beschäftigte die FAZ mit ihren mehr als 300 fest angestellten Redakteuren nicht nur einen im Presserecht versierten Juristen, sondern ein Dutzend.

Redaktion und Kommunikation, Ethos und Kirche – sollten Sie sich im Verlauf der bisherigen Ausführungen zunehmend ungeduldig gefragt haben, wo der Theologe im Journalismus bleibt und glauben, mit der Nennung Ratzingers und Ökumene werde es endlich fromm, dann möchte ich sie gerne enttäuschen.

Denn so, wie in nicht allem, was Ethik ist, wo Ethik draufsteht, so ist auch in vielem, wo Theologie draufsteht, keine Theologie im strengen Sinn drin. Und das ist nicht einmal schlecht so. Denn sollte das, was vere humanum ist, nicht auch weitgehend der Vernunft des Menschen zugänglich sein

(um die Fragestellung der so genannten und in ihrem Anliegen oft missverstandenen „autonomen Moral“ aufzugreifen)?

Machen wir aus der Verbindung von Theologie und Journalismus keinen Popanz. Weder sind Theologen bessere Journalisten, noch Journalisten die besseren Theologen. Spötter erkennen vielmehr eine *analogia entis* zwischen Theologen und Journalisten: Beide sind „Universaldilettanten“, verstehen von vielem wenig und von wenigem viel.

Was aber ist das wenige, von dem Theologen-Journalisten viel verstehen? Ist es Gott? Oder die *condition humaine*? Immerhin – die Vernunft hat ihre Grenzen, und nicht selten besteht die Arbeit des Journalisten darin, Motive und Absichten, Strategien und Reflexe zu beschreiben, im Kleinen wie im Großen. Orgien von Gewalt und Hass, Leidenschaften in ihren Höhen und Tiefen, schlicht das Leben in all seinen Erscheinungsformen von der Geburt eines Menschen bis zum Tod Hunderttausender, das ist dasjenige, was Tag für Tag, in kleine und kleinste Portionen zerlegt, auf den Monitoren in den Redaktionsstuben erscheint und dann von Redakteuren ausgewählt und verkleinert wird, auf dass es sich am Ende zu einem Gesamtbild eines Tages, einer Woche, eines Monats füge.

Ist dafür, für die Gesamtsicht, etwa der Theologe gefragt? Nicht unbedingt. Es gibt im tagesaktuellen Journalismus nichts, was der Theologe kann, aber nicht ebenso gut ein Historiker können müsste – wenn er sich denn traute. Aber wenn ich mich nicht täusche, dann ist die Ignoranz gegenüber der Religion als einem geschichtsmächtigen Teil unserer Wirklichkeit spätestens seit dem 11. September 2001 auf dem Rückzug. Die mediale Aufmerksamkeit, die das Sterben und der Tod Johannes Pauls II. im April 2005 gefunden haben, die Berichterstattung über die Wahl Ratzingers wenige Wochen später oder auch über den XX. Weltjugendtag im August 2005 in Köln dürfte diese Einschätzung bestätigen.

Aber die hergebrachte „Unmusikalität“ vieler Wissenschaften in Sachen Religion hat ganze Generationen nicht nur von Wissenschaftlern, sondern auch Journalisten geprägt. So können Theologen als Redakteure nach Art eines Reiseführers vielen die Augen öffnen: Wenn das dem Dichter Theodor Fontane zugeschriebene Wort stimmt, dass man nur sieht, was man weiß, dann ist ein wissender Theologe vielleicht ein Seher, der viele sehen machen kann. Von Menschen dieses Schlages können aber nicht nur die Medien profitieren, indem sie dartun, dass professionelle Standards auch im Bereich der Kirche gelten können und Ergebnisse hervorbringen, die sich von denen in kirchlich kontrollierten Medien nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ unterscheiden. Auch die Kirchen müssten ein Interesse daran haben, dass wenn schon über sie berichtet wird, es möglichst kompetent geschieht.

Doch was hat es mit dem Verstehen auf sich, dem Einordnen, dem Erklären? Nehmen wir eine Redaktion in den ersten Tagen dieses Jahres 2005, nach dem Tsunami im Indischen Ozean. Wie immer stellte sich für viele Menschen die Frage, ob und wie Gott so eine Tragödie zulassen könne. Ich

habe diese Frage in der Zeitung nicht gestellt, und ich habe sie auch nicht beantwortet. Ich habe aber auch niemand anderen gebeten, sie zu beantworten. Eine Antwort darauf im Sinn eines ja oder nein gibt es nicht.

Es gibt vielmehr zwei Gegenfragen. Der Theologe muss fragen: Was verstehen wir unter „Natur“? Und er muss fragen: Was verstehen wir unter „Gott“? Mehr als die jüdisch-christliche Überlieferung angemessen zur Sprache zu bringen erschien mir für Bischöfe und Priester, aber auch für die Theologen, die journalistisch arbeiten, vermessen. „Media vita in morte sumus“ / „Mitten wir im Leben sind, von dem Tod umfassen.“

Daran in Ruhe zu erinnern und zuvor in Situationen wie dieser, und nicht nur in dieser, die richtigen und damit die wirklich wichtigen Fragen (lateinisch „quaestiones“) zu stellen, das erscheint mir als wichtige Aufgabe eines Theologen, der sich diesem oder jenem Medium verschrieben hat.

Doch auch dafür muss man nicht Theologie studiert haben, erst recht nicht Theologische Ethik. Und deswegen tritt auch kein Theologe in die Politische Redaktion einer Tageszeitung ein, deswegen stellt keine Politische Redaktion einen Theologen ein. Eher schon deswegen, weil er – um noch einmal das Fontane-Wort zu bemühen – etwas besonders weiß und daher mehr sieht als andere.

Nicht umsonst nämlich haben in Deutschland viele Tageszeitungen ganz bewusst Theologen eingestellt: Sie sollen die Kirchen beobachten. Ich tue das seit fast acht Jahren, und da ich das im Auftrag der politischen Redaktion tue, verfolge ich die Lebensäußerungen von Katholiken und Kirche vorwiegend im Schnittpunkt von Glaube, Politik und Gesellschaft.

Gegen eine solche Form von „Kirchenverfolgung“ hat kaum jemand etwas einzuwenden. Im Gegenteil. Immer wieder bekomme ich Anrufe nach dem Motto „Wollen Sie nicht ein Interview führen mit diesem und jedem“ oder „Wollen Sie nicht einmal zu uns kommen, es wäre schön, wenn dies und das ins Gespräch käme“. Und sofern man solchen Anrufern zu Willen ist, erlebt man die Kirche von einer freundlichen, aufgeschlossenen Seite.

Weniger freundlich geht es dann zu, wenn es nicht nur abstrakt um das Verhältnis von Kirche und Öffentlichkeit geht, sondern konkret. Hier herrscht nach wie vor eine Einstellung nach dem Motto vor „wer nicht für uns ist, ist gegen uns“. Kirchliche Öffentlichkeitsarbeit sieht in unabhängigen Medien nicht immer die Partner im Dialog mit der innerkirchlichen und der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, sondern zunehmend nur als Transmissionsriemen für vorfabrizierte Botschaften. Der Trend hin zu „kirchlichen“ elektronischen Medien spricht in meinen Augen eine eindeutige, gleichwohl fatale Sprache: Wenn Kirche mit ihrer Darstellung nach außen nicht mehr die Anerkennung „freier“ Medien sucht, sondern die Inhalte selbst bestimmen möchte und darüber hinaus mit modernen PR-Methoden den öffentlichen Diskurs zu beherrschen sucht, dann setzt sie sich selbst an die Stelle der Botschaft, die sie zu verkünden hat.

Doch es kommt noch heftiger. Wehe dem, der Dingen auf die Schliche kommt, die nicht in das Selbstbild dieser einer selbstlosen, menschenfreundlichen, nur der Wahrheit verpflichteten Kirche und ihren Dienern, den Priestern und Bischöfen, passen. Wehe dem, der hinter dem frommen Schein Strukturen der Macht erkennt, mitunter sogar eine Kultur der Feigheit und der Denunziation.

Theologen-Redakteure können mitunter dieser Kirche gefährlich werden. Sie wissen viel, sie kennen die Strukturen, sie kennen die Mentalitäten, sie kennen die Abläufe und sie stellen mitunter die richtigen Fragen.

Warum konnte – um ein Thema im Schnittpunkt von Kirche und Universität in Deutschland herauszugreifen – das zu DDR-Zeiten überaus verdienstvolle Philosophisch-Theologische Studium Erfurt lange Zeit nicht vollgültige Fakultät an der wiedererrichteten Universität Erfurt werden? Ich habe es eines Tages schriftlich bekommen: Abstimmungsergebnisse aus dem Ständigen Rat der Deutschen Bischofskonferenz und ein Schreiben der Apostolischen Nuntiatur in Bonn. Dahinter scheinen drei Personen auf: Der Kölner Kardinal Meisner und Erzbischof Dyba, der mittlerweile verstorbene Bischof von Fulda, hielten nichts von „Staatstheologen“ in Erfurt, und der langjährige Apostolische Nuntius in Deutschland Giovanni Lajolo (nun „Außenminister“ des Vatikan) hatte die Chuzpe, in weniger als vierzig Zeilen, also gewissermaßen mit einem Federstrich, die auf fünf eng beschriebenen Seiten dargelegten Argumente der ostdeutschen Bischöfe beiseite zu wischen und Sondierungsgespräche mit dem Freistaat Thüringen über den Fakultätsstatus für die Erfurter Theologie zu unterbinden. Was ich schriftlich hatte, bekam auch bald der Leser der FAZ schriftlich (FAZ vom 31. August 1998).

Wie konnte es kommen, dass nicht der Erfurter Bischof Joachim Wanke 1989 als Nachfolger Meisners Bischof von Berlin wurde, sondern sein Generalvikar Georg Sterzinsky? Ausgerechnet Stasi-Akten enthalten den wohl entscheidenden Hinweis. Als die vorvernichtete Akte des katholischen Gesprächspartners des Ministeriums für Staatssicherheit, Prälat Paul Dissemmond, rekonstruiert worden war, konnte man lesen, dass jener Prälat alias „IM Peter“ der Stasi lange vor der Abberufung Meisners unter Berufung auf einen Mitarbeiter des Präfekten der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre, Kardinal Joseph Ratzinger, folgendes berichtet hatte: „Dem IM ist bekannt, dass Bischof Wanke, Erfurt, weder für eine Nachfolge in Dresden noch für Meisner, falls dieser mal weggeht, die Unterstützung Ratzingers erhält. Ratzinger hat gegen Wanke Vorbehalte wegen dessen theologischer Standpunkte in Fragen der Frauenarbeit (den Frauen mehr Verantwortung), der Öffnung für die Ökumene (siehe Auftreten auf der Bundessynode in Erfurt) und der Laienarbeit (breitere Einbeziehung).“ Nachzulesen waren jene Sätze einige Zeit später in einer Fußnote meiner Biografie des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, des Mainzer Kardinals Karl Lehmann.

Freunde unter den Betroffenen macht man sich damit nicht, selbst Respekt ist eher die Ausnahme denn die Regel. Nuntius Lajolo verkehrte seine Betroffenheit bei meiner letzten Begegnung mit ihm im Juni 2001 sogar ins Objektive. Dem Berichtersteller der FAZ beschied er mit erhobenem Zeigefinger und italienischem Akzent: „Ihre Artikel schaden der Kirche.“

Das glaube ich bis auf weiteres nicht. Vielmehr glaube ich, dass die Kirche es um ihrer selbst willen verdient, dass Theologen in seriösen säkularen Medien arbeiten und in ihrem Schutz, aber auch unter dem Anspruch eines freiheitlichen Ethos über Kirche berichten: fair und ohne falsche Rücksichtnahme, einfühlsam, aber mit professioneller Distanz, kritisch, aber nicht auf eigene Vorurteile fixiert.

Womit wir wieder beim Ethos der Medien wären, also am Anfang meines Vortrags und damit am Ende.